

Kathrin Massar

»**Fast frei zu sein**  
**ist doch etwas**  
**Herrliches**«

Die Geschichte von Ursel Bud  
in französischer Internierung

HENTRICH  
& HENTRICH

*Die Idee des Vaterlands ist eine schwierige Idee.  
Wie alle schwierigen Ideen wird sie vor allem von denen  
benutzt, die keine Ideen haben.*

Léon Werth

# Inhalt

Prolog: Zeugen	9
I. Warten und hoffen	15
II. Der zweite Winter	37
III. Paris, Paradies?	65
IV. Garantien	89
V. Fast frei zu sein	114
VI. Die große Veränderung	142
VII. Ursule B.	158
Epilog: Vera	186
Anmerkungen	193
Quellen und Literatur	213
Bildnachweis	232
Dank	233

# Prolog: Zeugen

**A**ls Ursel Bud am frühen Morgen des 16. Oktober 1939 in Paris von zwei Polizisten aus ihrer Wohnung geführt wurde, trug sie nur ihre Handtasche bei sich, darin steckten ihr deutscher Reisepass, ihre französischen Aufenthaltspapiere und etwas Geld. Sie ahnte vielleicht, dass der Krieg ihr Leben, sechs Jahre nach ihrer Emigration aus Deutschland, erneut in eine andere Richtung werfen würde. Dass dies in jenem Moment geschah, wusste sie wohl nicht. Auf der Préfecture wollte man sie nicht verhören, nicht zum ungezählten Mal ihre Ausweise überprüfen und sie danach fragen, wie sie ohne Arbeitserlaubnis ihren Lebensunterhalt bestreite. Ursel Bud war verdächtig, die nationale Sicherheit Frankreichs zu gefährden, und die Gesetze erlaubten es, sie abzuschieben oder in einem Lager zu internieren.

Ein Dreivierteljahrhundert später liegt im Archiv einer Hilfsorganisation eine Mappe mit Briefen. „Ursel Bud, Sekretärin, 79 Blatt“, steht auf dem Deckblatt. Die Fallakte ist dicker als die meisten anderen, das weckt meine Neugier.

I.H. Prinzessin Helga zu Löwenstein  
c/o M. Volkmar Zuehlsdorff  
71, Washington Place  
New York City.

Vichy, den 3.1.1940

[Anm. des Archivs: vielm. 1941!]

Liebste Prinzessin, vor allem alles Schöne für Sie und die Ihren zum Jahreswechsel. Hoffentlich wird dieses Jahr besser und glücklicher als das vorige. – Ich habe Ihnen zweimal geschrieben und hoffe, daß Sie meine Zeilen bekommen haben. [...] Ich bin seit 15 Monaten interniert und jetzt konnte ich auf ein paar Tage nach Vichy fahren, um meine Ausreise zu regeln, an eine Befreiung in Frankreich ist nämlich nicht zu denken. Nun ist meine amerikanische Quote dran – meine einzige Möglichkeit das Camp und Frankreich zu verlassen – und ich habe kein Affidavit. Könnten Sie nicht etwas für mich tun, damit ich so schnell wie möglich abfahren kann? Ich glaube nämlich kaum, daß Sie sich vorstellen können was es heisst solange im Lager zu sein. Noch dazu ist es dort sehr kalt, wir sind 800 m hoch und ich habe nichts anzuziehen, weil meine ganzen Sachen in Paris geblieben sind. Und dazu auch kein Geld, das ist ein bisschen wenig, finden Sie nicht? Bitte, bitte, ich flehe Sie an, antworten Sie mir nach Rieucros par Mende (Lozère) ob Sie irgend etwas für mich tun können und bitte seien Sie mir nicht böse, daß ich Sie belästige, aber seien Sie versichert, daß ich keine andere Möglichkeit habe. Vielleicht kann ich nun doch bald Ihr Baby anschauen und wieder mit Ihnen Tee trinken. Vielen Dank im Voraus und schöne Grüße an alle, Ihre Ursel Bud<sup>1</sup>

Die American Guild for German Cultural Freedom war 1935 in New York gegründet worden, von Hubertus Prinz zu Löwenstein,<sup>2</sup> einem deutschen Journalisten und Streiter für die Weimarer Demokratie. Sie vergab Arbeitsstipendien an Schriftsteller und Wissenschaftler, die vor den Nationalsozialisten hatten ins Exil fliehen müssen und die mit ihren Werken der Welt ein anderes, freies und demokratisches Deutschland zeigen sollten. Auch zu Löwenstein befand sich im Exil. Im April 1933 hatte er zusammen mit seiner Frau Helga<sup>3</sup> Berlin verlassen. Vor einer Hausdurchsuchung gewarnt, hatten sich die zu Löwensteins offiziell „auf Reisen“<sup>4</sup> begeben und waren zuerst nach Österreich, dann nach England, Frankreich und weiter in die USA emigriert. Fast immer an ihrer Seite lebte ein Freund und politischer Weggefährte des Prinzen, Volkmar von Zühlsdorff,<sup>5</sup> später ein wichtiger Mitarbeiter der American Guild.

Nachdem der Zweite Weltkrieg begonnen hatte, veränderte sich die Rolle, die die Hilfsorganisation für die exilierten Intellektuellen spielte. Anstelle von Stipendienanträgen trafen in New York verzweifelte Bittbriefe ein, vor allem aus Frankreich. Tausende deutsche Emigranten saßen dort in Internierungslagern fest. Nach der Niederlage Frankreichs fürchteten sie, an Deutschland ausgeliefert zu werden, wenn sie nicht eine Möglichkeit fanden, Europa zu verlassen. Was konnten die Mitarbeiter der American Guild for German Cultural Freedom tun, um ihren Klienten zu einem Visum für die USA zu verhelfen? War es ihnen möglich gewesen, Fluchthilfe aus Europa zu leisten? Ich bin ins Archiv gekommen, um mir diese Fragen zu beantworten. Ursel Bud entpuppt sich dabei weder als Schriftstellerin noch als Wissenschaftlerin. In einer Notiz Volkmar von Zühlsdorffs, die in der Akte liegt, wird sie

als hervorragende Sekretärin beschrieben, 1913 in Berlin in eine vornehme Familie hineingeboren und sehr gut ausgebildet. Sie wandte sich an die zu Löwensteins und von Zühlsdorff als Freundin. Ursel Bud wusste um die Arbeit der American Guild und auch, dass die zu Löwensteins in den USA gut vernetzt waren. Sie hoffte, davon profitieren zu können. Aus ihrer Perspektive hätte es für ihre Freunde ein Leichtes sein müssen, ihr das nötige Affidavit, die finanzielle Bürgschaft für ein Visum, zu beschaffen.

Die Akte zeigt, wie kompliziert es war, sich per Brief darüber zu verständigen, was Ursel Bud brauchte und was für sie getan werden konnte. Es kam zu Missverständnissen, für deren Aufklärung kostbare Zeit verloren ging. Mehrmals änderten sich durch den Kriegsverlauf die Visabestimmungen der USA, und alles, was für Ursel Bud erreicht worden war, wurde zunichtegemacht. Die Geschichte, die sich in den Briefen entfaltet, scheint im Kreuzschritt zu verlaufen, in unvermittelten Sprüngen. Dies hat auch damit zu tun, dass zwischen den Briefen von Ursel Bud und den Durchschlägen der Antwortbriefe ihrer Adressaten in New York noch weitere Briefe liegen. Um ihr zu helfen, korrespondierten die zu Löwensteins und Volkmar von Zühlsdorff auch mit Behörden, potenziellen Affidavitgebern und vor allem mit Verwandten von Ursel Bud in San Francisco. Die Briefe sind von den Archivaren in der Mappe zwar chronologisch geordnet, in dieser Reihenfolge damals aber weder gelesen noch beantwortet worden. Manche waren drei Wochen unterwegs gewesen, andere hatten Monate gebraucht, um ihr Ziel zu erreichen, und oft hatten sie sich dabei überkreuzt. Dass der Brief, der zuoberst liegt, gar nicht Ursel Buds erster war, sondern um ein Jahr falsch datiert, macht es nicht leichter zu verstehen, was damals geschah.

Der letzte Brief von Ursel Bud stammt vom 13. August 1942. Nur wenige Tage zuvor hatte die Deportation ausländischer Juden aus dem von den Deutschen noch unbesetzten Süden Frankreichs begonnen, auch aus Marseille, wo Ursel Bud sich zu diesem Zeitpunkt aufhielt. Die Menschen wurden in Züge verfrachtet und ins Sammellager Drancy bei Paris gebracht und von dort nach Auschwitz. Was nach dem 13. August mit Ursel Bud geschah, darüber geben die übrigen Briefe in der Mappe, die Volkmar von Zühlsdorff und Ursel Buds Verwandte im Herbst 1942 noch miteinander gewechselt haben, keine Auskunft. Was wurde aus ihr? Wer war diese Frau, die in ihren Briefen so willensstark und auch humorvoll erscheint, manchmal zynisch, und erst in äußerster Bedrängnis auch bitter? Im biografischen Fahrwasser eines anderen Exilanten, Walter Benjamin, treiben ein paar spärliche Informationen. 1935 vermietete sie dem Schriftsteller in ihrer Wohnung in Paris ein Zimmer. Ihre Spur verliere sich 1942 in Marseille, heißt es.<sup>6</sup>

Ursel Buds Hilferufe hallen nach. Mühelos durchdringen sie Raum und Zeit und fordern noch immer eine Antwort ein. Besonders ein Satz: „Ich glaube nämlich kaum, dass Sie sich vorstellen können, was es heißt, so lange im Lager zu sein.“ Die Zensur, vielleicht auch ihr Schamgefühl machten es Ursel Bud unmöglich, ihre Lebensumstände in den Briefen ausführlicher zu schildern. Und doch sollten die Freunde in den USA begreifen, in welcher bedrängter Lage sie war. In diesem Satz steckt nicht nur die Enttäuschung darüber, dass auf ihre ersten Briefe hin scheinbar nichts geschah. Darin ist auch die Aufforderung enthalten, sich ein Bild ihrer Erfahrung zu machen und ihr so, imaginierend, ein Stück weit entgegenzugehen, ihr abzunehmen, es selbst in Worte fassen zu müssen. Ist es möglich, sich auch heute noch, ohne die Möglichkeit, die



Zeitzeugen befragen zu können, vorzustellen, was es für sie hieß, so lange im Lager zu sein? Und lässt sich auf diese Weise, auch über die Distanz so vieler Jahrzehnte, eine Antwort geben auf ihren Appell?

Es gibt keinen Nachlass von Ursel Bud, sie schrieb keine Memoiren und trat nie als Zeitzeugin auf. Sie starb 1968 in New York. Ihre Geschichte ist über weite Strecken nur im Licht anderer Quellen zu erhellen, auch das, was am Tag nach ihrer Verhaftung mit ihr geschah. Am 17. Oktober 1939 wurde sie zusammen mit 83 weiteren Frauen,<sup>7</sup> von denen einige später Zeugnis darüber ablegten, auf der Pariser Gare de Lyon in einen bewachten Zug gesetzt. Nach den geltenden Ausländergesetzen waren die Frauen „indésirable“, in Frankreich unerwünscht. Dass sie nicht zur Grenze gebracht wurden, um ausgewiesen zu werden, merkten sie erst, als sie tatsächlich durch Lyon fuhren. Spät in der Nacht erreichte der Zug sein Ziel, das Städtchen Mende im Département Lozère. Dort, am nördlichen Rand der Cevennen, hatte bereits der Winter begonnen.